

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Machiavelli und die Schweizer
Autor: Gysi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MACHIAVELLI UND DIE SCHWEIZER

Nicht zu allen Zeiten hat sich die Geschichtsschreibung an das Prinzip gehalten, bei der Beurteilung der staatlichen Verhältnisse eines Volkes auch dessen geographische und klimatische Bedingungen in Betracht zu ziehen. Eigentlich erst Machiavelli, der Geschichtsphilosoph der Renaissance und der erste politische Theoretiker der Neuzeit, hat diesen leitenden Grundsatz aufgestellt, welcher den Ausgangspunkt aller staatengeschichtlichen Erörterungen bilden sollte. Und nirgends schien ihm die Klarlegung dieser allgemeinen Voraussetzungen notwendiger als bei der Schilderung eines Volkes, das ihn, den tiefblickenden Logiker, zu besonderm Nachdenken über die materiellen und ideellen Grundlagen einer Volksgemeinschaft anregte, nämlich bei der Beschreibung der *Schweizer*, die ihm schon ihrer staatlichen Sonderstellung wegen als ein mächtiges und willensstarkes Volk erschienen.

Die Jahre, während der Niccolò Machiavelli als florentinischer Gesandter an den Fürstenhöfen die Interessen seiner Vaterstadt zu vertreten hatte, bedeuten zugleich auch die Zeit des höchsten Ruhmes, den sich die schweizerischen Söldnertruppen im Dienste der europäischen Nationen erworben. Wenn wir den damaligen Stand der militärischen Operationen auf den italienischen Kriegsschauplätzen überblicken, so dürfen wir ohne Überhebung behaupten, dass dort erfolgreiche strategische Unternehmungen um die Wende des 15. Jahrhunderts ohne den Verlass auf einen festen schweizerischen Truppenkern sozusagen ausgeschlossen waren. Denn aus Mangel an geschulten eigenen Streitkräften waren sowohl der Papst als auch Frankreich und überdies die zahlreichen italienischen Fürsten und Städte im Kriegsfall direkt oder indirekt auf die eidgenössischen Söldner angewiesen, die von allen Machthabern bedingungslos als die am besten disziplinierten Infanteristen anerkannt wurden, denen nur langsam in den deutschen Landsknechten eine Konkurrenz erwuchs. Erst auf den Feldern von Marignano ist ihnen der Kranz der Unbesieglichkeit verblasst.

Mit Genugtuung ließ sich Papst Julius II. durch seine Agenten berichten, wie sehr die Schweizer im Schwabenkriege dem Kaiser Maximilian zu schaffen machten; und während der großen Mailänderzüge, als sie gar für die Ehre des heiligen Stuhles, als „Defen-

sores ecclesiasticae libertatis“ gegen die Franzosen auszogen, da schien zugleich mit der päpstlichen Habsucht auch ihr Kriegsglück aufs Höchste gestiegen zu sein, bis dann nach der Katastrophe von Marignano den Fürsten klar wurde, dass auch die Schweizer einer mehrfachen Übermacht erliegen mussten wie andere Soldaten.

So stand es um das Ansehen der Eidgenossen, als Machiavelli in seiner Eigenschaft als florentinischer Sekretär und Gesandter mit den politischen und militärischen Sorgen seiner Zeit vertraut wurde. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn dieser scharfblickende Toskaner, der wie kaum einer vor ihm auf das rein Militärische in der Staatswissenschaft einging, sei es aus persönlicher Erfahrung, sei es aus den Erzählungen anderer, die Kriegstüchtigkeit der Schweizer schätzen lernte. Und es erscheint fast als ein Gebot der Notwendigkeit, dass er, der so vieles über Kriegsführung geschrieben hat, die eidgenössische Taktik dabei berücksichtigen musste.

Tatsächlich treffen wir in seinen Schriften, die sich mit militärischen Dingen befassen, hin und wieder auf Stellen, wo er auf die Verhältnisse in der schweizerischen Armee hinweist und ihre Heeresordnung als vorbildlich empfiehlt.

Machiavellis Urteil über die Schweizer gründet sich auf drei verschiedene Erfahrungen. Erstens hat er sich, als er sich im Jahre 1506 an den Hof Kaiser Maximilians begab, einige Tage in der Schweiz aufgehalten; zweitens hatte er, als er im Sommer 1500 im florentinischen Lager vor Pisa weilte, schon damals (und auch sonst wohl häufig) Gelegenheit, das schweizerische Söldnerheer aus nächster Nähe kennen zu lernen; und drittens mochte ihm da und dort manches erzählt worden sein über die vielgelobten militärischen Eigenschaften der Eidgenossen.

Der erste Punkt kommt dabei am wenigsten in Frage, da uns Machiavelli über seinen Schweizeraufenthalt nur geringen Aufschluss gibt. Sein Urteil erleidet auch dadurch eine gewisse Beschränkung, dass er überall, wo es sich um die Schweizer handelt, zumeist nur die Schweizer Söldner meint und nicht die Eidgenossen als Volksgesamtheit. Sodann ist auch gleich vor auszuschicken, dass Machiavelli von seinem florentinischen Standpunkt aus nicht immer genau unterscheidet zwischen Schweizern und deutschsprechenden Völkern im allgemeinen. Mehr als einmal bringt er die Schweizer und die deutschen Landsknechte in eine und dieselbe Rubrik, wenn er

die transalpine Kriegskunst glossiert. Und ebenso oft nennt er die Eidgenossen im Zusammenhang mit den spanischen Söldnern, die nach seiner Ansicht mit einer der schweizerischen ebenbürtigen oder wenigstens ähnlichen Taktik ins Feld rücken.

Es ist also Machiavelli weniger darum zu tun, die Schweizer als eine Nation zu charakterisieren, als vielmehr, ein anschauliches Bild zu geben von der Machtstellung, die sie damals außerhalb ihrer Landesmarken innehatten. Während seines Aufenthaltes auf eidgenössischem Boden hat er sich allerdings auch mit den politischen Einrichtungen ihres kleinen Staatenbundes vertraut gemacht. Die Unkenntnis ihrer Sprache aber mochte ihn oft daran gehindert haben, persönliche Erfahrungen zu sammeln, so dass wir ihn denn für dieses Kapitel hauptsächlich auf die Mitteilungen seiner eigenen Landsleute angewiesen sehn.

Aus einem Briefe an die Signoria in Florenz, datiert vom 25. Dezember 1506, vernehmen wir, dass Machiavelli Ende dieses Jahres durch die Schweiz reiste und zwar von Genf aus in der Richtung nach Konstanz. In Italien munkelte man damals von einem bevorstehenden Römerzug des deutschen Kaisers. Und nun erhielt der florentinische Gesandte den Auftrag, am deutschen Hofe zu sondieren, was es in Wirklichkeit mit diesem Gerücht auf sich habe und ob für Florenz dabei allenfalls etwas zu profitieren wäre. Mit diesem Auftrag erhielt der geschickte Diplomat zugleich auch die Weisung, die Stimmung in der Schweiz zu prüfen und das Verhalten, das ihre Bewohner bei einem kaiserlichen Beutezug über die Alpen an den Tag legen würden.

Machiavelli durchquerte also die eidgenössischen Lande von West nach Ost. In Freiburg (Filiborgo nennt er diese Stadt) lernte er einen Magistraten kennen, der ihn über das schweizerische Verfassungsleben orientierte und ihm unter der Hand die Gesinnung dem deutschen Kaiser und Frankreich gegenüber verriet. Aus dem Berichte, den er über diese Erkundigungen nach Florenz schickte (datiert Bautzen, 10. Januar 1507), geht hervor, dass die Schweizer damals dem Kaiser während eines Alpenzuges durchaus keine Schwierigkeiten bereitet hätten. Sie würden, so heißt es in diesem Schreiben, keinerlei Einspruch erheben, sofern ihnen Maximilian nur Geld brächte und er sie nicht zwingen würde, gegen Frankreich zu kämpfen, das doch immer am besten zahle. In einem

andern Lande dagegen — gemeint ist Italien — würden sie gern für ihn, den Kaiser ihre Waffenehre einsetzen.

Machiavelli zählt alsdann die zwölf Orte auf, die damals die Eidgenossenschaft bildeten. Er führt sie an unter folgenden Namen: *Filiborgo, Berna, Zurica, Lucerna, Bala, Solor, Uri, Undrival, Tona* (Zug), *Glaris, Svizza, Scaffosa*. Dabei erwähnt er, dass die in Italien landläufige Meinung, vier von diesen Kantonen seien für Frankreich, die übrigen für Deutschland eingenommen, sich als durchaus unbegründet erweise. Machiavelli imponiert die strenge Gesetzmäßigkeit, laut welcher die einzelnen Bundesglieder zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet sind. Keine politische Unternehmung sei möglich ohne die vorherige Einberufung der Tagsatzung. Nur die beiden zugewandten Orte, Wallis und Graubünden, seien nicht an die Beschlüsse dieser obersten Instanz gebunden (er unterscheidet „due qualità di Svizzeri“). In seinen *Discorsi*, im vierten Kapitel des zweiten Buches, wo er seine Lehre über die bewaffnete Republik vorträgt, vergleicht er die Eidgenossenschaft mit den antiken Staatenbünden und betont nachdrücklich, die Schweizer seien neben den Schwaben die einzigen, welche einen wirklichen „Bundesstaat“ bildeten wie einst die Ätoler und Achäer und später die Römer, eine Behauptung, die sich allerdings auf eine starke Verallgemeinerung stützt.

Wie die weitere Reise durch die Schweiz verlaufen ist, wissen wir leider nicht. Alles in allem soll sie sieben Tage beansprucht haben. Der nächste Bericht ist aus dem obern Tirol datiert, von wo aus sich Machiavelli an den Hof nach Innsbruck begab.

Was nun die *rein militärischen Eigenschaften* des Schweizervolkes anbelangt, so hat Machiavelli seine Erfahrungen darüber am besten in Italien selbst machen können. Halten wir einmal einen Ueberblick über die Werke, in denen er sich in diesem Sinne über die Eidgenossen äußert. Es kommen dabei in Betracht einmal *L'arte della Guerra*, dann die *Ritratti delle cose della Magna*, die *Discorsi* und der *Principe*.

Es muss gleich zu Anfang bemerkt werden, dass Machiavelli die Eidgenossen fast durchweg mit unzweideutigem Lob überschüttet, auch da, wo sie es in der Regel nicht verdienen. Freilich kennt er auch ihre Mängel, aber nirgends sagt er ihnen etwas Schlechtes nach. Ihm, dem geriebenen Staatsmanne, der wie kaum

ein Zweiter das Wesen der römischen Geschichte erfasst hatte, war wohl bewusst, worin die solideste Fundierung eines gesunden Staatswesens besteht, nämlich in einer straff disziplinierten, aus dem Kern des Volkes herausgewachsenen Armee. Kein anderes Land hätte ihm als schlechteres Beispiel dienen können als das auseinanderklaffende, noch durch kein nationales Band geeinigte, zeitgenössische Italien, wenn er die Bedeutung einer zuverlässigen Truppenmacht demonstrieren wollte, gleichsam als die einzige Garantie für das Fortbestehen irgendwelchen Staates. Aus diesem Grunde lag es ihm natürlich am nächsten, diejenigen als musterhaft zu preisen, die wirklich noch etwas an sich trugen vom Geiste des antiken Soldatentums, und denen damals die Führerrolle in den italienischen Kriegen gebührte, nämlich die Schweizer, „i Svizzeri che sono i maestri delle moderne guerre“ (*Discorsi* II, 16). Im *Principe* schreibt er, diese seien stets kriegsbereit und vollkommen unabhängig („armatissimi e liberissimi“, Cap. XII). Und Machiavelli findet gewiss keine begeisterteren Lobesworte, als wenn er sie mit den Römern vergleicht, deren militärische Taktik sie gleichsam übernommen und fortgebildet haben.

Was Machiavelli an den Eidgenossen am meisten schätzt, das ist ihre persönliche Tapferkeit, ihr kühnes Draufgehen in der Schlacht, vor allem aber ihr unbedingter Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, basierend auf einem ausgeprobten disziplinarischen System. Er sagt einmal (*Arte della guerra*, cap. 7): „La natura genera pochi uomini gagliardi, l'industria e l'esercitio ne fa assai. Può la disciplina nella guerra più che il fuore.“ Eben diese Disziplin, diese absolute Mannszucht ist es, was ihn an römisches Wesen gemahnt. Hierin liegt daher einer seiner hauptsächlichsten Vergleichspunkte. Machiavelli, der skrupellose Renaissancemensch, lebte trotz seines ausgeprägten Verständnisses für die Gegenwart so sehr in römischen Anschauungen befangen, dass es uns nicht wundern darf, wenn er bei der Beurteilung militärischer Dinge von der römischen Legion ausgeht. So erscheinen ihm die Schweizer gleichsam als die Wiedererwecker dieser alten und bewährten taktischen Einheit. Wiederholt behauptet er, dass das römische Reich niemals den ungeheuren Umfang gewonnen hätte, wäre nicht sein gesamtes Staatswesen auf militärischer Grundlage aufgebaut gewesen. Im vollen Gegensatz dazu entbehrten aber die Staaten des

modernen Italien aller innern Festigkeit, aller politischen Ordnung und aller militärischen Begeisterung. Klar erschaute Machiavelli, dass mit diesen Übelständen aufgeräumt werden müsste, dass es an der Zeit sei, den apenninischen Staaten und speziell seiner florentinischen Republik eigene Wehrkräfte zu schaffen. Um diese Anregungen zu befolgen, war man aber weder in der Mediceerstadt noch anderswo in Italien reif genug. Wollte er daher den Italienern eindringlich ins Gewissen reden, so musste er, um überzeugen zu können, mit einem realen, aus der Gegenwart gegriffenen Beispiel zu wirken trachten, das ihnen zu zeigen imstande war, was militärische Schulung und Bereitschaft für eine gewaltige staatliche Hilfe bedeuten. Und ein solches Beispiel bot sich ihm nirgends besser dar als eben in den Eidgenossen.

Im zweiten Buche der *Discorsi* bespricht er die Bedeutung und die Vorteile eines bewaffneten Reiches, wie es einst Rom gewesen ist und wie es damals die Schweiz bildete. Er sagt, je näher man den Kampf an die Grenzen eines solchen Reiches trage, desto schwieriger sei es zu besiegen. Denn die Defensive biete immer größere Garantien des Erfolges als die Offensive. Leicht sei es, die Schweizer außerhalb ihres Gebietes zu besiegen, denn sie könnten nie mehr als etwa 30,000 oder höchstens 40,000 Mann über ihre Grenzen schicken. Sie aber im eigenen Lande anzugreifen, wo sie bald 100,000 Mann zusammengebracht hätten, sei mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden (*Discorsi* II, 12). Wo es sich um die Verteidigung eines schweizerischen Landesteiles handelt, wagen sich die Eidgenossen nie aus ihren Bergen heraus, sondern warten den Feind immer in der natürlichen Deckung ab, wo sie dank der günstigen Terrainbeschaffenheit ihres Sieges von Anfang an gewiss sind (*Ritratti delle cose della Francia*). Das ganz von Bergen ausgefüllte Land mache das Eingreifen der Kavallerie illusorisch. Als natürliche Schutzwand haben die Schweizer ihre Alpen im Rücken. Ihre einmal eingenommene Position verlassen sie nur selten, entweder aus Besorgnis, die Lebensmittel möchten ihnen ausgehen, wenn sie sich vom heimischen Boden entfernten, oder aus Angst, sie könnten, falls sie sich in die feindliche Ebene hinauswagten, von ihren Reserven abgeschnitten werden.

Dass aber die Schweizer auch in dem ihnen vertrauten alpinen Terrain die strategische Ausnutzung ihrer taktischen Erfolge und

den richtigen Moment des Eingreifens überhaupt zuweilen verpassen konnten, das erörtert Machiavelli (*Disc.* I, 23), indem er des Vorfalles gedenkt, als sie, während sie drei Pässe besetzt hielten, Franz I. durch einen vierten über die Alpen in die Lombardei gelangen ließen.

Machiavelli schildert mit Behagen die Furchtgefühle, welche die Eidgenossen den umliegenden Völkern und ihren Söldnerheeren einzuflößen vermochten (z. B. *Disc.* II, 19). Von allen Nachbarn seien sie gefürchtet. Weder die Herzöge von Österreich, noch später die deutschen Kaiser, hätten es jemals fertig gebracht, die „audacia“ der Schweizer zu brechen, mit denen auf keinem gütlichen Wege auszukommen sei, sondern einzig und allein durch bewaffneten Austrag. Das gesamte deutsche Reich betrachte die Eidgenossen als eine ihm widerstrebende und feindliche Macht (*Ritr. d. c. d. Magna*), als stets ungebändigte Nachbarn, mit denen nicht zu spassen sei.

In den *Ritratti delle cose della Magna* weist übrigens Machiavelli noch näher auf das Verhältnis der Eidgenossen zu den ihnen stammverwandten Deutschen hin. Er wundert sich über die ständigen Streitigkeiten an der Rheingrenze. Denn sein diplomatisch geschulter Sinn empfindet es als einen Mangel an staatlicher Einsicht, dass die Schweizer nicht gemeinsame Sache machen mit den schwäbischen Kommunen und mit diesen zusammenhalten gegen die Terrorisationsgelüste der deutschen Fürsten. Er versucht jedoch diese gegenseitige Abneigung dadurch zu erklären, dass es nämlich in der Natur der Eidgenossen liege, nicht nur gegen die Fürsten Stellung zu nehmen, sondern auch die vornehmen Bürger (*gentiluomini*) als politische Feinde zu betrachten. Denn in ihrem Lande gebe es weder die einen noch die andern. Alle Einwohner seien vor dem Gesetze gleich und alle genießen vollkommene Freiheit. Kaum die Magistratspersonen werden vor den andern ausgezeichnet. Die Reibereien und Händel an der Rheingrenze kommen außerdem, so meint Machiavelli, daher, weil sich die nördlichen Nachbarn der Eidgenossen in ihrer Waffenehre zurückgesetzt fühlten.

Machiavelli gibt sich ferner Rechenschaft über das Verhältnis der Schweizer zu ihrem westlichen Nachbarreiche. *Frankreich*, sagt er (*Princ.* XIII) habe nur deshalb so schwache eigene Truppen,

weil es sich seit Ludwig XI. daran gewöhnt habe, schweizerische Heere in Sold zu nehmen. So sei es jetzt vollständig auf diese angewiesen und habe sich selber der Möglichkeit beraubt, eine eigene wehrkräftige Miliz zu schaffen (*ha invilito tutte l'arme sue*). Die Infanterie habe es ganz aufgelöst und seine Leute dem Kommando der Söldnerführer unterstellt, so dass es jetzt ohne deren Befragen nichts ausrichten könne. Die Franzosen, an den Schweizern gemessen, seien nichts wert, und ohne Schweizer vermöchten sie nichts gegen ihre Feinde. Machiavelli behauptet sogar (*Disc. II, 30*): „il re di Francia vive tributario de' Svizzeri.“ Die französische Armee sei absolut unfähig, größere Strapazen auszuhalten, und so gebe es für den König keinen andern Ausweg, als Schweizer anzuwerben (*Ritr. d. c. d. Francia*). Begreiflicherweise ergeht sich Machiavelli hier in starken Übertreibungen, doch hat er trotzdem im Grunde das richtige Wort getroffen.

Frankreich lebt, so heißt es hier weiter, in beständiger Furcht vor schweizerischen Einfällen. Diese geschehn so plötzlich, dass die Franzosen nicht gewandt genug sind, sie abzuwehren. Auch kann man sie nie voraussehn. Machiavelli meint zwar, die Schweiz könne mit solchen Angriffen Frankreich nicht viel schaden. Man habe darin nichts anderes zu erblicken als Streifzüge zu Beutezwecken. Im übrigen hätten ja die Eidgenossen keine Artillerie und seien überhaupt wenig geneigt, große Eroberungspläne auszuhecken: „La natura de' Svizzeri è più atta alla campagna et a fare giornata che all' espugnare e difendere terre.“

Das sind in der Hauptsache die Beziehungen der Schweizer zum Auslande, die Machiavelli einer dokumentarischen Aufzeichnung für würdig erachtet hat. Was ihn aber weitaus am meisten beschäftigte, das ist die *eidgenössische Kriegstaktik* im engeren Sinne. Das erhellt deutlich aus seinem Buch *L'arte della guerra*. Für ihn waren die Schweizer das Musterheer aller Infanterietruppen überhaupt. Die Infanterie allein gibt — so stimmt auch Machiavelli der damaligen Militärkritik bei — in den großen Entscheidungskämpfen den Ausschlag. Das einzige Mittel, die Schweizer zu besiegen, ist die Kreierung einer gleichwertigen, nach eidgenössischem Vorbild geschulten bürgerlichen Miliz.

Machiavelli geht auch hier wiederum von römischen Verhältnissen aus. Überall, wo er sich auf Erörterungen über Bewaffnung

und Formation des Truppenkörpers äußert, knüpft er an römische Zustände an. Der alten Legion entspricht, abgesehen von einigen Modifikationen, der neue Begriff des *battaglione*, das bei den Schweizern als Truppeneinheit gilt. Desgleichen soll sich in ihren Schlachten auch die Kampflinie der alten Phalanx wieder bewährt haben. Denn ihre Aufstellung ist ein fester, dichter Wall, an dem auch der stärkste Angriff wirkungslos abprallt. Wo einer fällt, springt gleich ein anderer für ihn ein, so dass die vorderste Reihe ständig intakt bleibt.

Die Schweizer haben übrigens verschiedene Schlachtordnungen im Gebrauche. Eine der häufigsten neben der Phalanx ist die Aufstellung in Kreuzform, „a modo di croce“ (*Arte d. guerra* II). Zwischen den Kreuzästen stellen sie alsdann ihre Büchschützen auf, die dadurch im Rücken vortrefflich gedeckt sind.

Machiavelli meint, die Hauptforce der Schweizer bestehe in der Handhabung ihrer gangbarsten Waffe, der Spieße („I Svizzeri, i quali hanno nelle picche tutto loro sforzo e tutta la potenza loro“ (*Arte d. guerra* II). Hinter je drei Linien mit Spießen von verschiedener Länge stellen sie eine Reihe mit Hellebarden auf und haben damit ein bewährtes Kampfmittel gewonnen, sich der feindlichen Kavallerie zu erwehren. Denn wird auch einmal die Front der Lanzenträger durchbrochen, so verhindern wenigstens die mit Hellebarden Bewaffneten einen weitem Einbruch.

Machiavelli meint, diese gefürchteten Hauptwaffen, die Piken und Hellebarden, seien ausschließlich von deutschen Völkerschaften und hauptsächlich von den Schweizern erfunden worden. Und zwar glaubt er den Grund hiezu in ihrer wirtschaftlichen Armut suchen zu müssen. Denn, so raisonniert er, Pferde konnten sie keine halten, währenddem der Kampfwert der Ritterheere vornehmlich in ihrer Kavallerie lag. Sie mussten sich also notwendigerweise eine Waffe schaffen, die in erster Linie für den Widerstand gegen die Reiterei berechnet war. Die gewöhnliche Länge dieser Lanzen beträgt nach Machiavelli neun Armlängen.

Machiavelli macht darauf aufmerksam, dass die Schweizer (*Disc.* II, 16) den andernorts so häufig begangenen Fehler, die eigenen Berittenen vor der Infanterie aufzustellen, stets zu vermeiden wissen. Denn, so urteilt er, überall, wo man auf so unbedachte Weise vorgeht, richtet die eigene Kavallerie viel mehr

Schaden an als die feindliche, und vollends erst im Falle eines Rückzuges. Vielmehr plazieren die Schweizer das wenige, was sie an Reiterei besitzen, zu beiden Seiten des Fußvolkes und lassen diesem somit nach vorn und nach hinten freien Spielraum, damit zugleich auch den Flügeln eine Verstärkung schaffend.

Ferner rühmt Machiavelli (*Disc. II, 17*), wie unerschrocken sich die Schweizer, die selber über keine Kanonen verfügen, sich der Artillerie entgegenstemmen. In der Regel machen sie diese unschädlich, bevor sie überhaupt in Aktion treten kann. So auch bei Novara, wo sie das fest verschanzte französische Heer aufsuchten und derart heftig darüber herfielen, dass sich die Bereitstellung seiner Kanonen als völlig zwecklos erwies.

Wo er den Wert der Schweizer an den spanischen Söldnern misst (z. B. in *Arte d. G. VII*), fällt der Vergleich ebenfalls zugunsten der Eidgenossen aus. Denn die Schweizer seien schon von Natur aus zum Waffenhandwerk bestimmt und infolgedessen glänzend damit vertraut, die Spanier dagegen seien nur durch äußere Umstände dazu gezwungen worden, in fremden Ländern Kriegsdienste zu tun.

Der Mängel der schweizerischen Truppen ist sich freilich auch Machiavelli bewusst, daher er denn auch zum Schlusse gelangt, dass es eben nur einer gleichwertigen Infanterie bedürfte, um den Ruhm der Schweizer ins Wanken zu bringen. Das alles aber vermag Machiavelli nicht von der Idee abzubringen, dass die Schweizer das alte militärische Ideal der Antike mit neuem Geiste erfüllt haben.

Er hat offensichtlich, verleitet durch seine hohe Begeisterung, vieles übersehen oder wenigstens unerwähnt gelassen, was die Schweizer auf weniger rühmenswerte Weise auszeichnete. So fällt es uns z. B. auf, dass er sich nirgends über ihre damals sprichwörtliche Geldsucht und Bestechlichkeit äußert. Andere Geschichtsschreiber, wie etwa Vettori, haben die Unzuverlässigkeit der Schweizer Söldner jedenfalls nicht mit solch verhüllendem Schweigen übergangen. Machiavelli hingegen schreibt einmal an Vettori (20. Dezember 1514), an der Treue der Eidgenossen zweifle er nicht; wenn sie nicht etwas Außergewöhnliches zum Verrat zwingen, dürfe man absolut sicher auf ihre Vertragstreue rechnen.

Die Ruhmsucht der Schweizer war Machiavelli wohlbekannt. Vettori schrieb ihm einst, wie prahlerisch sie sich im Lager vor Pisa mit den Römern verglichen und wie sie behauptet hätten, Frankreich habe alle Landerwerbungen ihnen zu verdanken, und wie nichts sie hindern könne, erobernd ganz Italien in Besitz zu nehmen. Auch von der Meuterei der Schweizer anlässlich der Belagerung von Pisa im Jahre 1500 hat sich Machiavelli mit eigenen Augen überzeugen können.

Wie bereits erwähnt, gilt das, was Machiavelli über die Schweizer aussagt, häufig auch von den deutschen Landsknechten und umgekehrt. In einem Punkte übrigens scheint er den letztern den Vorzug zu geben. Denn er schreibt (*Ritr. d. c. d. Magna*), die Landsknechte seien von schönem, kräftigem Wuchs, während er von den Schweizern behauptet, sie seien klein, unreinlich und gar nicht schön („piccoli, e non puliti nè begli personaggi“).

Eine Tatsache hat, vom rein militärischen Standpunkt genommen, Machiavelli richtig erkannt: die schlechte Ausnützung der schweizerischen Siege. Er ist überzeugt, dass die Eidgenossen, wenn sie nur gewollt hätten und unter sich einiger gewesen wären, noch viel mehr hätten erreichen können. Auch seien sie in ihren Ansprüchen den andern Mächten gegenüber zu bescheiden aufgetreten. Ihre militärischen Tugenden kommen nur während des eigentlichen Kampfes zur Geltung. Weitere Konsequenzen aus einem Siege zu ziehen, dazu seien sie zu genügsam. In der offenen Feldschlacht haben sie nicht ihresgleichen, jedoch für Eroberungen zur Mehrung ihres eigenen Besitztums zeigen sie geringes Gelüsten. Mehrmals hätten sich die Schweizer ihr Gebiet vergrößern können, die Gelegenheit aber sich stets entgehen lassen. Statt die Lombardei für sich zu erbeuten, haben sie sie für Frankreich erobert. Er begründet diese Ausnahmestellung der Eidgenossen innerhalb der damaligen Kriegsführung mit einem allgemeinen Hinweis auf republikanische Staaten, die sich von einer Expansionspolitik größern Stiles gewöhnlich fernhalten. Später behauptet er allerdings, die Eidgenossen seien eine bewaffnete, ausdehnungsbedürftige Republik, wie sie stärker noch nie dagestanden habe.

Das sind im wesentlichen die Äußerungen, aus denen man sich das Urteil Machiavellis über die Schweizer zusammenlesen kann. Im allgemeinen darf man wohl sagen, dass er den Wert der

schweizerischen Truppen überschätzt und in ein allzu reines Licht gerückt hat. Es kommt das hauptsächlich daher, weil er die damalige Artillerie, die ferraresische namentlich und die französische, noch nicht in ihrer ganzen, das gesamte Kriegswesen umgestaltenden Bedeutung zu würdigen wusste. Es ist dies leicht erklärlich. Denn Machiavelli, der in seinen militärischen Schriften stets von den altrömischen Verhältnissen ausging, wusste mit dieser modernen und noch nicht genügend erprobten Waffengattung nicht viel anzufangen. Wenigstens vermochte sie ihm nicht als genügende Beweiskraft zu gelten für die Notwendigkeit der Wiedereinführung der römischen Heeresorganisation, der ja im Grunde sein ganzes schriftstellerisches Werben galt. Anders, wenn schon die Römer mit Feuerschlünden in den Krieg gezogen wären! Dann hätte er wahrscheinlich auch den Franzosen, den Meistern in der Handhabung dieser neuen Waffe, ein Loblied gesungen. Es scheint eben doch, dass sein unbewusstes Befangensein im Geiste des Altertums ihm oft nachteilig gewesen ist und seine ihm sonst nachgerühmte Objektivität des Urteils zuweilen beeinträchtigt hat. Die Bedeutung der Eidgenossen als politische Macht dagegen hat Machiavelli richtig erkannt und sie mit dem ihm eigenen Scharfsinn auf ihre natürlichen Bedingungen zurückzuführen versucht.

ZOFINGEN

FRITZ GYSI



Da war's, als ob sich eine fremde Kruste sachte
 Von ihrem Urteil löste, das erstaunt erwachte.
 Zum erstenmal vernahm ein jeder nicht allein
 Sich selber, sondern merkt ein traut Zusammensein,
 Spürte verwandtes Fühlen schüchtern ihn umwinden
 Und ahnte seinen Bruder gleichgestimmt empfinden.
 Und wie der Blick, wenn nur das Herz die Fühler streckt,
 Die Tugend eines andern gern und leicht entdeckt,
 So fingen sie, von alter Blindheit nun genesen,
 Wohlwollend an, das Bild des Nächsten abzulesen:

— — — — —
 Plötzlich mit einem hundertstimmigen Freudenschrei
 Fand jeder schluchzend sich an eines andern Brust.
 Das war der Freiheit Morgengruß und Erstlingslust.

CARL SPITTELER: *Olympischer Frühling.*